

# NICHT KEVIN

...

Wer nach einem Namen für sein Kind sucht, kann auf die Hilfe der Wissenschaft zählen. Aber was die Psychologen raten, wird nicht allen zukünftigen Eltern gefallen. VON RETO U. SCHNEIDER

Wenn werdende Eltern auf Namenssuche gehen, erliegen sie einem fatalen Irrtum: Sie meinen, der Name müsse ihnen gefallen. Falsch! Noch nicht einmal das Kind muss mögen, wie es heisst. Was zählt, ist, ob ein Name Lehrern und Schulkameraden gefällt, Arbeitgebern und Partnern und dem Vermieter der günstigen Dachwohnung mit Dachterrasse.

Natürlich kann man sich auf den Standpunkt stellen, dass einen nicht kümmert, was andere Leute denken, dass man sich nicht dem Diktat des Massengeschmacks unterwerfen will. Aber ob man will oder nicht, die Suche nach einem Namen für ein Kind ist immer auch eine Übung in erweitertem Exhibitionismus. Jedenfalls ist nicht einzusehen, warum sich Leute Bücher kaufen und monatelang mit der Herkunft und der Bedeutung von Namen auseinandersetzen, aber keinen Gedanken an ihre psychologische Wirkung verschwenden.

Namen beeinflussen auf erstaunliche Weise, wie wir handeln und behandelt werden, wie wir uns fühlen und uns selber sehen. Dass in Deutschland eine Julia, von der man nichts weiss ausser ihren Namen, intelligent erscheint und eine Elfriede dumm, war das Resultat einer Befragung aus dem Jahr 1999, und dass Kevin aus gutem Grund allein zu Hause ist, zeigte 2011 eine Analyse der Klickraten einer Online-Dating-Site: Dort klickten die Frauen den Namen Alexander doppelt so häufig an.

Man mag es unromantisch finden, die Namenssuche für seinen «Bauchzwerg» – so nennen Schwangere in Diskussionsgruppen im Internet ihr namenloses Ungeborenes – auf wissenschaftliche Beine zu stellen. Andererseits kommt das Bauchgefühl, auf das sich viele Paare verlassen, ohnehin nicht aus dem Bauch, sondern wird genau von jenen subtilen Einflüssen gesteuert, die Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen sind: der Häufigkeit von Namen etwa oder den unbewussten Assoziationen, die bestimmte Namen hervorrufen. Hier eine Anleitung, wie sich die Wissenschaft zur rationalen Namensfindung nutzen lässt.

Als erstes müssen die Namen jener berühmt-berüchtigten Männer von der Liste runter, die zum Inbegriff von Bosheit und Verrat geworden sind: Adolf und Judas. Selbst wenn Sie Adolf aufgrund einer unschuldigen Familientradition in Betracht ziehen sollten, vergessen Sie es. Wer den Namen Adolf trägt, wird sich ein Leben lang erklären müssen.

In der Schweiz war Adolf bis in die späten 1930er Jahre ein moderat häufiger Name. Seine Popularität begann Anfang des Zweiten Weltkriegs zu sinken, jedoch nur langsam. Noch in den 1950er Jahren kamen jedes Jahr Dutzende von Adolfs auf die Welt. Heute ist der Name tabu. Andere Vornamen historischer Schurken hingegen gingen schadlos aus der Geschichte hervor. Josef, Augusto oder Erich mögen nicht die populärsten Vornamen sein, doch trotz den Schandtaten Stalins, Pinochets oder Honeckers blieben sie unbefleckt.

Frauenamen, die das Schicksal von Adolf und Judas teilen, gibt es keine. Hin und wieder werden zukünftige Mütter zwar darüber aufgeklärt, dass Cheyenne ein typischer Name von Stripperinnen sei und Helga in der Türkei für blond und freizügig stehe, aber weit verbreitet ist so viel Fachkenntnis nicht und deshalb bei der Evaluation vernachlässigbar.

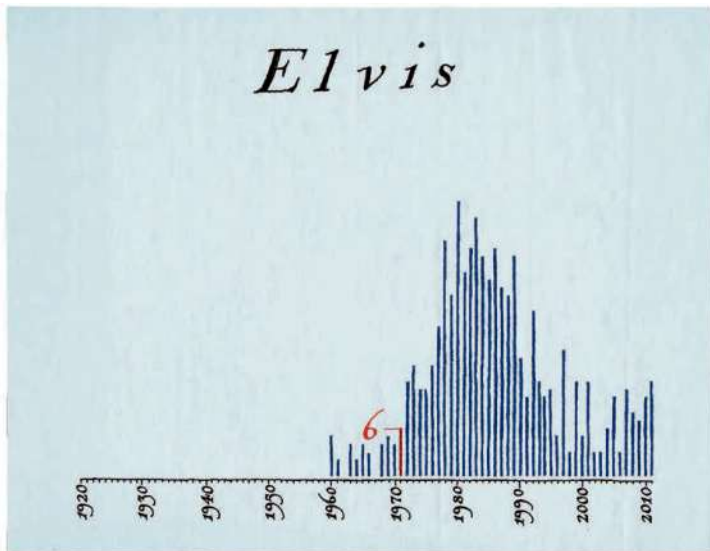
Doch selbst wenn man die Recherche auf Sexshops und Diktatoren ausdehnt, wird die Liste der möglichen Namen nicht merklich schrumpfen. Darin liegt heute die Crux der Namenssuche: Die Auswahl ist grösser als je zuvor. Die Website [vornamen.ch](http://vornamen.ch) verzeichnet über 12 000 Vornamen, die deutsche Schwestersite 20 000, und laut Bundesamt für Statistik tragen die 7 Millionen Einwohner der Schweiz heute weit über 30 000 verschiedene Vornamen. Was die Vornamen betrifft, war früher wirklich alles besser.

Früher hiessen die Knaben Hans und wenn nicht Hans, dann Walter oder Ernst. 15 Prozent der Buben wurden 1920 auf einen dieser drei Namen getauft. Heute kann man auf einem Spielplatz eine beliebige Kombination von Buchstaben rufen, und ein Kind wird dahergelaufen kommen. Der Spitzenreiter bei den Knaben, Noah, machte im Jahr 2011 gerade noch etwas über ein Prozent aller Vornamen aus.

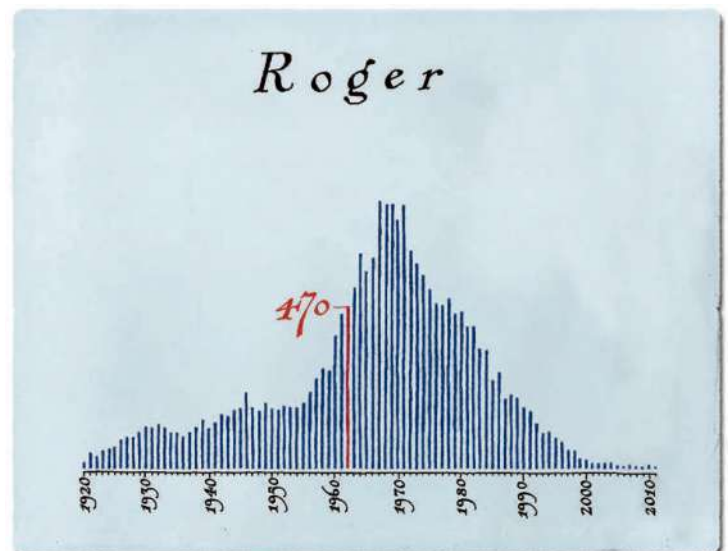
Namen, die die Interessen des Kindes verletzen, sind fast überall auf der Welt verboten, doch werden im Zug der Individualisierung und der Globalisierung immer ungewöhnlichere zugelassen. Welche Namen Schweizer Standesämter erlauben, hängt von der Interpretation der Interessen des Kindes ab. In Zürich kommt es im Jahr zu drei bis fünf Fällen, in denen das Amt «das Gespräch mit den Eltern sucht». Meistens geht es um Städtenamen, Sachbegriffe oder Adelstitel, die nach Meinung des Standesamtes nicht im Interesse des Kindes sind.

Definitiv abraten muss man aus wissenschaftlicher Sicht davon, einem Kind den Namen eines Elternteils zu geben. Eine Studie aus

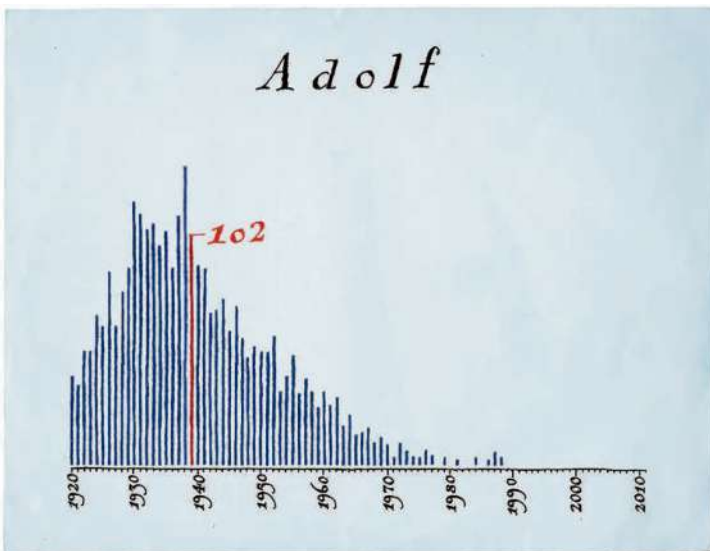
# Namenshäufigkeit im Jahr 2011 in der Schweiz (nach Geburtsjahr)



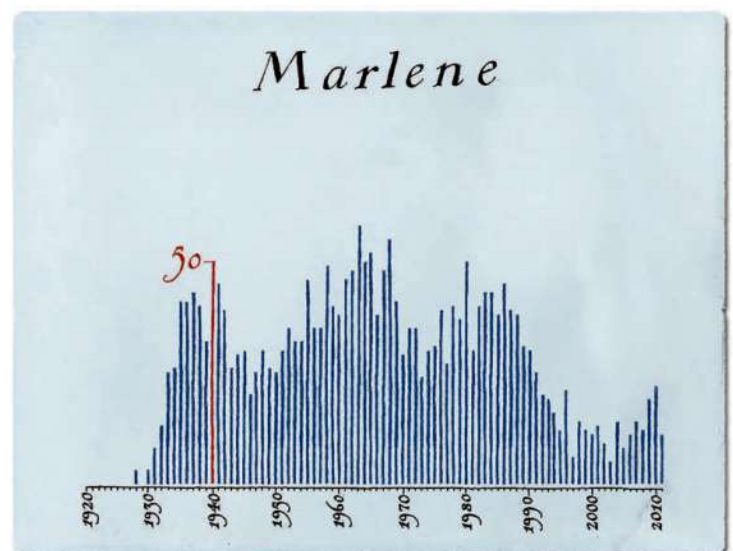
1971: Elvis stirbt.



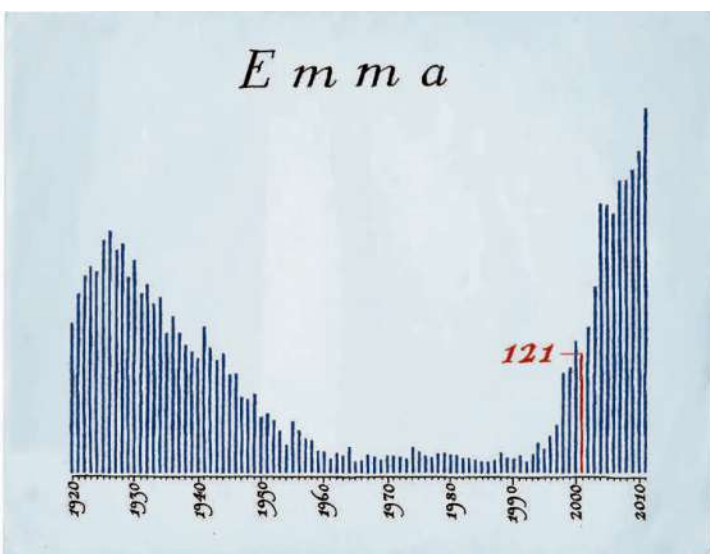
1962: Roger Moore spielt in der Serie «Simon Templar».



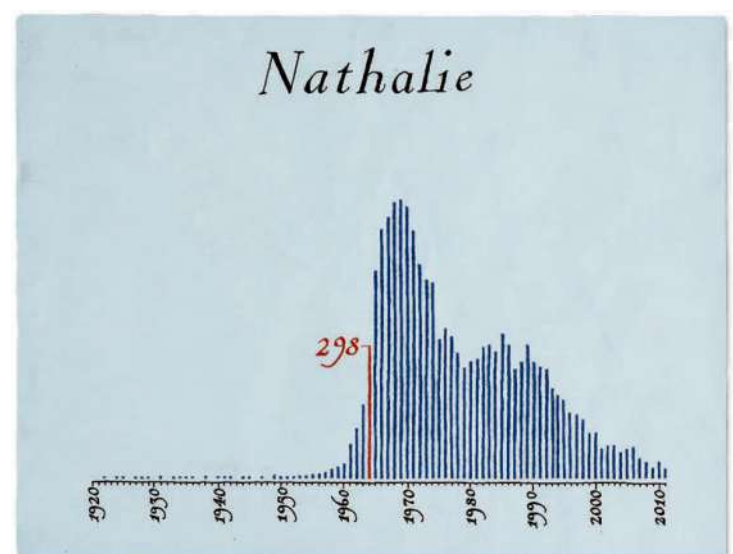
1939: Adolf Hitler löst den Zweiten Weltkrieg aus.



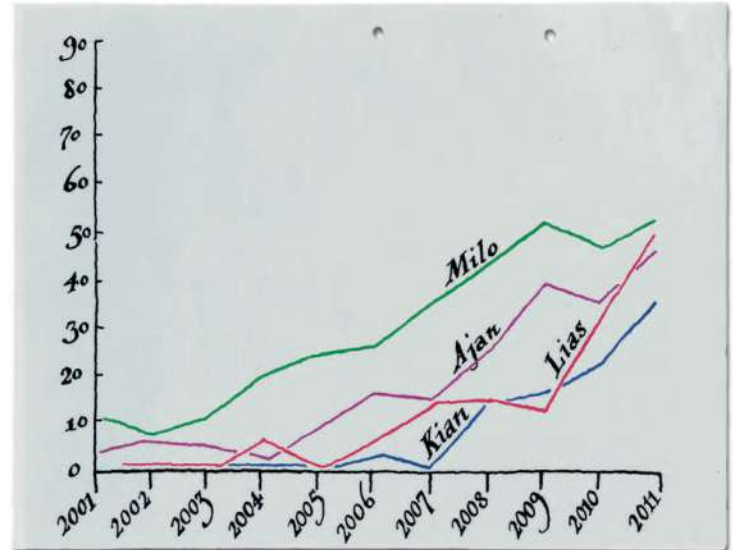
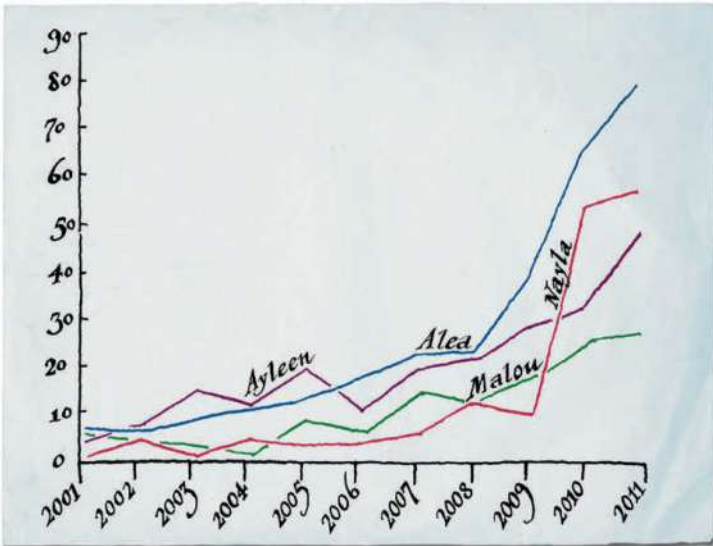
1940: Marlene Dietrich hat sich in Hollywood etabliert.



2001: Emma Watson spielt Hermine in «Harry Potter».



1964: Gilbert Bécaud singt «Nathalie».



Diese Namen sind in der Schweiz im Trend. Vorsicht: Namen, die schnell in Mode kommen, sind oft ebenso schnell wieder out.

dem Jahr 1979 ergab, was man schon immer wusste: Töchter wollen nicht heissen wie ihre Mütter. Ein Drittel der Frauen, die dieses Schicksal teilen, mochten ihren Namen nicht. In der Vergleichsgruppe, in der Mutter und Tochter verschiedene Namen trugen, war die Rate sechsmal tiefer. Den Männern hingegen war es mehr oder weniger egal, ob sie nach dem Vater getauft worden waren. Ein Mann trägt seinen Namen mit derselben Gleichgültigkeit wie den ausgeleihten Pullover, der vor zwanzig Jahren unter dem Weihnachtsbaum gelegen hatte. Das heisst allerdings nicht, dass Männer mit dem Namen des Vaters keine Probleme hätten.

Für eine 1987 publizierte Studie verglich ein amerikanischer Forscher die Häufigkeiten der Vornamen in einem Jugendgefängnis und einem Gymnasium in der gleichen Stadt. Der erstaunliche Befund: 28 Prozent der Sträflinge trugen denselben Namen wie ihr Vater – bei den Gymnasiasten waren es nur 4 Prozent. Für den Einzelfall muss das nichts bedeuten.

Der Sohn von George Bush sr., George Bush jr., landete nicht im Knast, sondern im Weissen Haus. Trotzdem ist leicht einzusehen, dass sich ein Name, der die Erwartung ausdrückt, dem Vater nachzueifern, negativ auf die Entwicklung eines jungen Mannes auswirken kann. Dazu passt die erschreckende Erkenntnis, dass Kinder beiderlei Geschlechts, die den Vornamen eines Elternteils tragen, sechsmal häufiger geschlagen werden als Kinder mit einem anderen Namen.

Wäre das beste Mittel gegen Gewalt in der Familie also, gleiche Vornamen von Eltern und Kindern zu verbieten? Wohl kaum, denn diesem Schluss liegt ein verbreiteter Denkfehler zugrunde: Wenn zwei Dinge zusammen auftreten, heisst das noch lange nicht, dass das eine die Ursache für das andere ist. Sicher führt nicht ein Name allein dazu, dass ein Jugendlicher geschlagen wird oder im Knast landet. Weil Eltern nicht nur den Namen für ihr Kind aussuchen, sondern es auch erziehen und ihm ihre Gene vererben, lässt sich kaum bestimmen, welchen Anteil der Name am Unglück hat.

Ist wirklich er es, der die Schwierigkeiten verursacht? Oder neigen schwierige Eltern, die schwierige Kinder heranziehen, dazu, diese nach sich selbst zu benennen? Dann wäre der Name bloss ein Hinweis darauf, dass es Schwierigkeiten geben könnte, nicht

aber ihr Grund. Mit dieser Ungewissheit kämpft ein grosser Teil der Namensforschung.

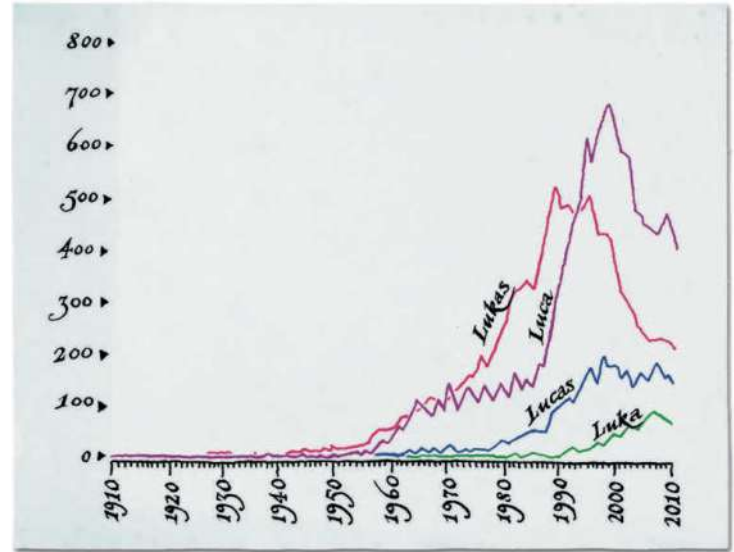
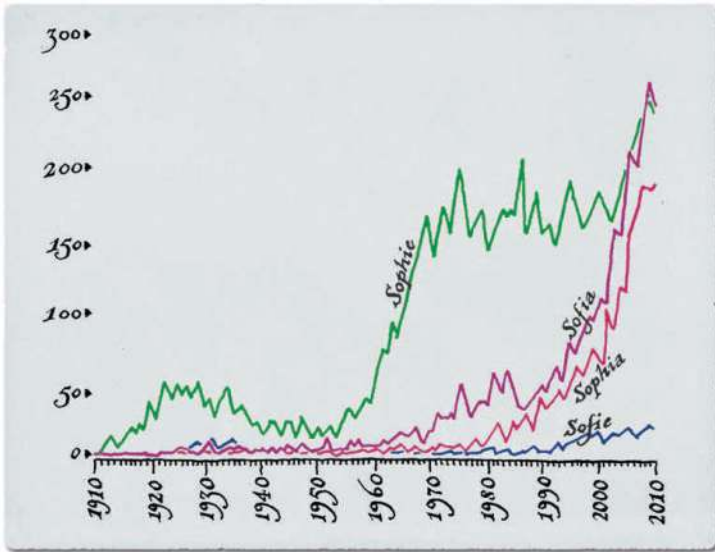
Eine der grundsätzlichen Fragen, die sich bei der Namenswahl früher oder später stellt, heisst: Soll ein Kind einen häufigen oder einen seltenen Vornamen tragen? In diesem Punkt leiden Eltern unter einer schweren Wahrnehmungsstörung: Sie halten die Geburt ihres Kindes für ein einmaliges Ereignis, das sie mit einem einmaligen Namen feiern wollen.

Von aussen betrachtet ist die Geburt eines Kindes freilich nicht einzigartig. Jeden Tag kommen 350 000 auf die Welt. Und trotzdem können Eltern nicht schlafen, weil sie sich nicht entscheiden können, ob ihres Eloise oder Eloïse heissen soll. Doch wer möchte ihnen das vorwerfen? Seit Prominente wie der Musiker Bob Geldof ihre Töchter Peaches Honeyblossom, Fifi Trixibelle und Pixie Frou-Frou nennen, sieht die Metzgersfrau aus Kleinhüningen nicht mehr ein, warum ihre Tochter nicht Tamina Madison und ihr Sohn nicht Kenan Levent heissen soll. Vorausgesetzt, ihr Mann ist einverstanden, was jedoch unwahrscheinlich ist. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern, der sich beim Kleiderkauf und dem Haarschnitt zeigt, setzt sich nämlich bei der Namenswahl nahtlos fort: Frauen haben das bedeutend grössere Modebewusstsein, vor allem wenn es um die Namen ihrer Töchter geht, Männer hingegen neigen zu gewöhnlichen oder altmodischen Namen.

Die Wissenschaft hat leider schlechte Nachrichten für alle Luke Lazars und Nura Esmees: Studie um Studie belegt, dass Männer und Frauen mit aussergewöhnlichen Namen es im Leben schwerer haben als Michael oder Lisa. Männer mit seltenen Namen findet man sowohl häufiger in psychiatrischen Kliniken als auch hinter Gefängnismauern – in einer Zelle mit Kerlen, die heissen wie ihre Väter. Und nicht nur das, auch in der Schule scheinen sie mehr Probleme zu haben: In einer berühmten Untersuchung an der Harvard-Universität aus dem Jahr 1948 machten Studentinnen und Studenten, deren Vorname unter den 3000 Studenten nur ein einziges Mal auftauchte, 9 Prozent der Durchgefallenen aus – obwohl sie nur 4 Prozent der Prüflinge stellten.

Ist hier der Name die Ursache? Seltsame Eltern neigen vielleicht dazu, ihren Kindern seltsame Namen zu geben. Könnte es sein, dass





Sofie oder Sophie: Je nach Schreibweise unterscheidet sich die Häufigkeit der Namen drastisch.

die Mutter, die 2004 in Deutschland bis vor das Bundesverfassungsgericht ging, weil sie ihren Sohn Chenekwahow Tecumseh Migiskau Kioma Ernesto Inti Prithibi Pathar Chajara Majim Henriko Alessandro nennen wollte, ihm neben dem Namen auch noch zwei, drei andere Probleme auf den Lebensweg gibt? In diesem Fall wäre der Vorname wieder nicht der Grund, sondern bloss ein Signal für Schwierigkeiten. Die Frau ist abgeblitzt.

Allerdings gibt es Fälle, die belegen, dass ein Name allein eine gewisse Wirkung entfaltet. Ein amerikanischer Wissenschaftler liess 1973 eine Gruppe von Lehrern dieselben Aufsätze korrigieren, vertauschte aber jeweils die Namen. Und siehe da: Wenn der Aufsatz von David zu stammen schien, erhielt er durchschnittlich 83,6 Punkte, der arme Hubert hingegen brachte es mit der gleichen Arbeit nur auf 78 Punkte.

Als wären sie nicht schon genug gestraft, wird Personen mit seltenen Namen auch weniger oft geholfen. Bei einer Unterschriften-sammlung, bei der sie sich jeweils mit Namen vorstellten, blieben Brian und Heather – damals seltene Namen – 10 Prozent hinter Michael und Jessica zurück. In einer anderen Untersuchung gelangten die Bewerbungen von Athol und Majestic aufgrund der ungewöhnlichen Namen gar nicht erst ins Auswahlverfahren. Und für alle, die noch nicht genug Gründe gegen ausgefallene Vornamen gehört haben, noch dieser: Selbst Leute, die selber einen seltenen Vornamen tragen, mochten in einer Umfrage seltene Namen nicht – ausgenommen den eigenen.

Der tiefere Grund für die Vorteile eines häufigen Namens scheint der in den 1960er Jahren entdeckte Mere-Exposure-Effekt zu sein. Ob uns etwas gefällt, von dem wir sonst nichts wissen, unterliegt einer geistlosen Faustregel: Je häufiger wir es angetroffen haben, desto mehr mögen wir es.

Bei den Namen tritt dieser Effekt besonders prononciert auf, weil er sich selbst verstärkt: Je öfter wir einem Namen begegnen, desto besser gefällt er uns, desto mehr Kinder tragen ihn, desto häufiger begegnen wir ihm, und so weiter, bis eine Sättigung eintritt. Dann nimmt die Häufigkeit wieder ab. So lässt sich erklären, das neue Namen wie Wellen über uns hereinbrechen. Wie ihre Häufigkeitskur-

ven genau aussehen werden, lässt sich nicht voraussagen. Natürlich kann der seltene Name von heute der Klassiker von morgen sein, kann Nayla zur neuen Sophie werden, Ajan zum neuen David. Doch solange man sich dessen nicht sicher ist, sollte man abwarten. Wie im Krieg bringt auch bei der Namensgebung die Vorhut immer die grössten Opfer.

Ausser der sich einstellenden Vertrautheit hat ein häufiger Vorname noch einen anderen Vorteil: Er erhöht die Chance, auf Menschen zu treffen, die gleich heissen. Was im ersten Moment als Nachteil erscheint, ist aus kombinatorischer Sicht ein Trumpf. Es zeigt sich nämlich, dass zwei Menschen einander häufiger helfen, wenn sie erfahren, dass sie denselben Namen tragen. In einem Experiment aus dem Jahr 2004 trugen Komplizen des Experimentators manipulierte Namensschilder mit dem Namen der Person, die sie um eine Spende für ein schwerkrankes Mädchen baten. Und die bezahlte durchschnittlich doppelt so viel, wie wenn die Namen nicht übereinstimmten.

Bei E-Mails an Unbekannte kann man die Hilfsbereitschaft noch einfacher manipulieren. Als ein amerikanischer Forscher Leute in einer E-Mail um einen Gefallen bat, antworteten 2 Prozent, wenn sie verschiedene Namen trugen, 3,7 Prozent, wenn die Vornamen dieselben waren, und 5,8 Prozent, wenn die Nachnamen übereinstimmten. Auf astronomische 12,3 Prozent stieg die Rate der Antworten, wenn der Bittsteller die Frechheit besass, vorzugeben, Vor- und Nachname seien dieselben. Wer also vorkehren will, dass seine Kinder auf besonders viele hilfsbereite Menschen treffen, sollte sie Maria oder Peter taufen. Die sind zurzeit zwar nicht an der Spitze der Namenscharts, aber mit zurzeit 87 000 bzw. 63 000 Trägern immer noch die häufigsten Namen in der Schweiz.

Doch die Gleichung «häufig wird gut» stimmt nicht immer, was der Name Kevin eindrücklich demonstriert. Kevin war in der Schweiz bis in die 1970er Jahre kein besonders populärer Name. Mit dem Auftauchen des englischen Fussballspielers Kevin Keegan erreichte er vorerst bescheidene Verbreitung. Doch dann hatte 1987 der amerikanische Schauspieler Kevin Costner seinen Durchbruch, und 1990 kam der Film «Kevin – allein zu Haus» in die Kinos. Diese zwei Ereignisse verhalfen Kevin zu einer der steilsten Karrieren, die

je ein Name gemacht hat. 1991 wurden in der Schweiz 1067 Knaben auf den Namen Kevin getauft.

Womit wir bei der heiklen Frage wären, ob man Kinder nach Schauspielern und Sängerinnen, Politikern und Sportlern benennen soll. Dagegen spricht sowohl die Wissenschaft als auch der gesunde Menschenverstand. In einer Befragung aus dem Jahr 2009 fielen deutschen Primarlehrern zum Namen Kevin am häufigsten die Attribute «leistungsschwach» und «verhaltensauffällig» ein. Eine befragte Lehrerin kommentierte: «Kevin ist kein Name, sondern

...

### Man kann Kylie Rinderknecht auch als Avantgarde einer zusammenwachsenden Welt feiern.

...

eine Diagnose.» Das mag eine Pauschalisierung sein, wirkt sich aber unter Umständen auf das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler und damit auf die Noten aus.

Der Grund für die Vorurteile in Deutschland gegenüber Kevin – und Justin, Dennis, Mandy und Chantal – ist, dass diese Namen als typisch für eine sozial tiefe Schicht angesehen werden. In der Schweiz gibt es dazu keine harten Daten. In anderen Ländern aber ist nachgewiesen, dass Eltern aus der Unterschicht ihre Kinder häufig nach Prominenten oder sonst irgendwie exotisch taufen. Sogar ein halb ernstgemeinter Fachausdruck dafür hat sich durchgesetzt: Kevinismus.

Es sind jedoch nicht nur die negativen Assoziationen, die gegen Kevin sprechen. Ein anderer Grund liegt darin, dass Namen, deren Häufigkeit sehr schnell zunimmt – und dazu gehören die Namen von Prominenten –, meistens mit einem frühen Verfallsdatum versehen sind. Das jedenfalls war das Resultat einer statistischen Analyse von Namenshäufigkeiten in Frankreich und den USA aus dem Jahr 2009. Tatsächlich liegt die Popularität von Kevin heute wieder weit unter jener von David, der etwa zum selben Zeitpunkt auf dem Höhepunkt war, dessen Häufigkeit aber über zwei Jahrzehnte langsam zugenommen hatte.

Das hat zur Folge, dass Modenamen schnell altmodisch werden. Onkel Kevin und Tante Shakira werden in fünfzig Jahren so antiquiert klingen wie Onkel Fritz und Tante Elise heute. Als wäre es nicht schon Strafe genug, Opfer der Schnelllebigkeit des Namensgeschmacks zu werden, schätzen junge Leute Träger altmodischer Namen auch noch als dümmere ein als Leute mit zeitlosen Namen.

Wenn schon Anleihen in der Populärkultur, dann bei Charakteren aus der Literatur oder bei historischen Figuren, deren Schicksal sich nicht mehr zum Schlechten wenden kann. Will heute noch jemand Lance heissen? Anders als Prinzessinnen und Sportler wird die Räubertochter Ronja nicht plötzlich fremdgehen oder Harry als Dopingsünder im Quidditch entlarvt werden.

Schuldig per Assoziation ist ein hartes Los, vor allem, wenn das Urteil auf lebenslänglich lautet, wie bei den 26 in der Schweiz lebenden Frauen, die knapp vor dem Zweiten Weltkrieg auf Adolfine getauft worden waren. Dann doch lieber einer der acht Zeus sein

oder eine der zwölf Kleopatras, die gemäss dem Bundesamt für Statistik 2011 in der Schweiz lebten.

Wenn man einen Menschen persönlich kennenlernt, hat das Vorurteil, das ein Name auslöst, nur beschränkte Macht. Zwar wurde 1980 in einem Experiment von sechs gleich gut aussehenden Frauen auf Bildern jene mit dem schönsten Namen zur Schönheitskönigin gewählt. Die Namen wurden zuvor von einer Jury nach Attraktivität beurteilt. Doch ist dieses Resultat wohl der Künstlichkeit der Situation geschuldet. Selbst wenn Angela als der schönere Vorname gälte als Claudia, würde das Angela Merkel in einer Schönheitskonkurrenz gegen Claudia Schiffer nicht viel helfen.

Weil aber Erfolgsgeschichten ihren Anfang oft in einem Brief oder einer E-Mail nehmen – etwa bei der Arbeits- oder Wohnungssuche –, werden Menschen mit unbeliebten Namen ausgerechnet in diesen existentiellen Momenten systematisch benachteiligt. Ohne weitere Information wird die Aussagekraft eines Namens oft grotesk überbewertet. Das bekommen vor allem Leute zu spüren, deren Name die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe verrät.

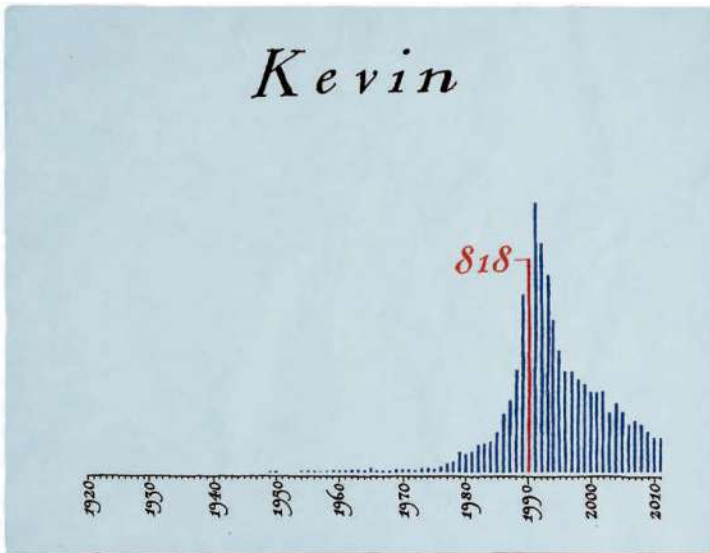
Für eine Studie in Los Angeles erhielten 1115 Wohnungsbesitzer identische Bewerbungen, die mit drei unterschiedlichen Namen unterzeichnet waren. Patrick McDougall (typischer Name für weissen Amerikaner) erhielt 89 Prozent positive Antworten, Said ar-Rahman (arabischer Name) 66 Prozent und Tyler Jackson (typischer afroamerikanischer Name) 56 Prozent. In einer französischen Studie bekam der Experimentator auf eine E-Mail mit französischem Namen in 90 Prozent der Fälle eine Antwort, auf dieselbe E-Mail mit einem nordafrikanischen Männernamen in 40 Prozent. In der Schweiz zeigt sich diese Form des unterschweligen Rassismus, wenn Menschen mit slawischen Namen, die eine Herkunft aus dem Balkan vermuten lassen, oft gar nicht erst zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen werden.

Ist das also die Essenz aus einem halben Jahrhundert Namensforschung? Ja nicht auffallen? Keine seltenen Namen, keine aus dem Fundus einer unwillkommenen ethnischen Minderheit – und nicht Kevin? Tatsächlich raten Fachleute zur Zurückhaltung bei der Namenswahl. Die deutsche Pädagogin Astrid Kaiser, die über Namen geforscht hat, gab auf Spiegel online den Tip: «Schauen Sie bei Lehrer-, Arzt- oder Pastorenfamilien, wie deren Kinder heissen, dann liegen Sie ziemlich gut.» Das kann man als unerträgliche Aufforderung zum Opportunismus verstehen. Schliesslich beziehen sich die Resultate der Namensforschung immer auf den Durchschnitt, nie auf eine einzelne Person. Natürlich kann ein Kevin Atomphysiker werden, schliesslich konnte Elfriede Jelineks Vorname auch nicht verhindern, dass sie 2004 den Nobelpreis für Literatur erhielt. Sicher, man kann Kylie Rinderknecht auch als Avantgarde einer zusammenwachsenden Welt feiern, aber man sollte nicht vergessen, dass nur wenige Dinge schwerer aus der Welt zu schaffen sind als Vorurteile.

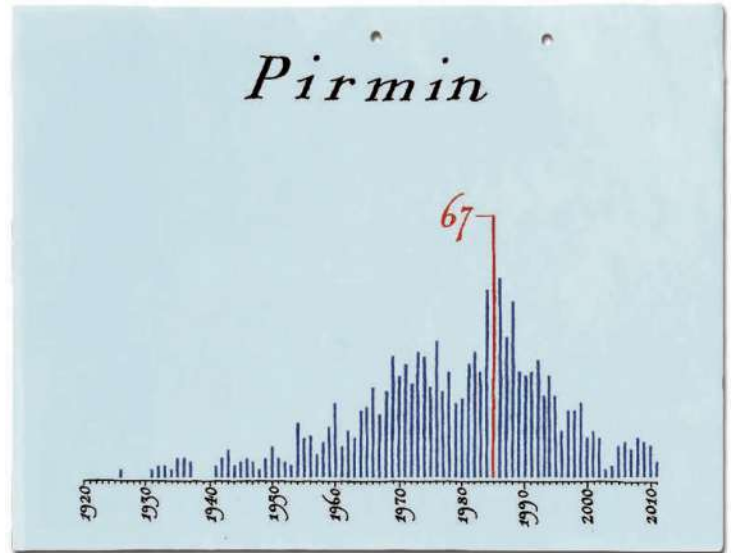
In einem Experiment aus dem Jahr 2011 fragte man Studenten, was sie von einem bestimmten Roboter hielten. Wenn er Armin hiess und angeblich in Deutschland entwickelt worden war, beurteilten sie ihn als wärmer, höherentwickelt und näher bei einem Menschen, als wenn er Arman hiess und aus der Türkei kam.

RETO U. SCHNEIDER ist stv. Redaktionsleiter von Folio.

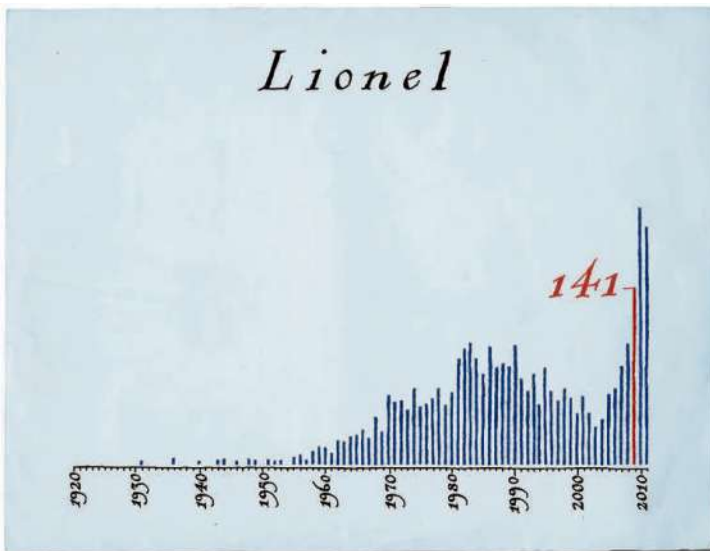
# Namenshäufigkeit im Jahr 2011 in der Schweiz (nach Geburtsjahr)



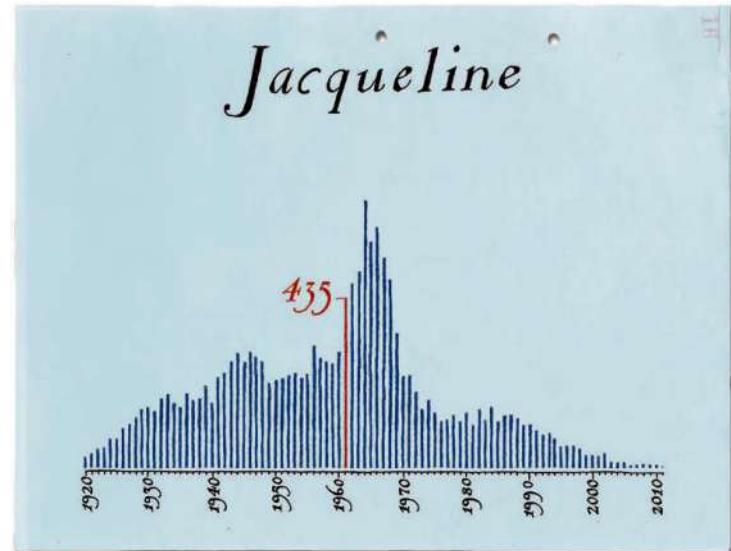
1990: Der Film «Kevin – allein zu Haus» kommt ins Kino.



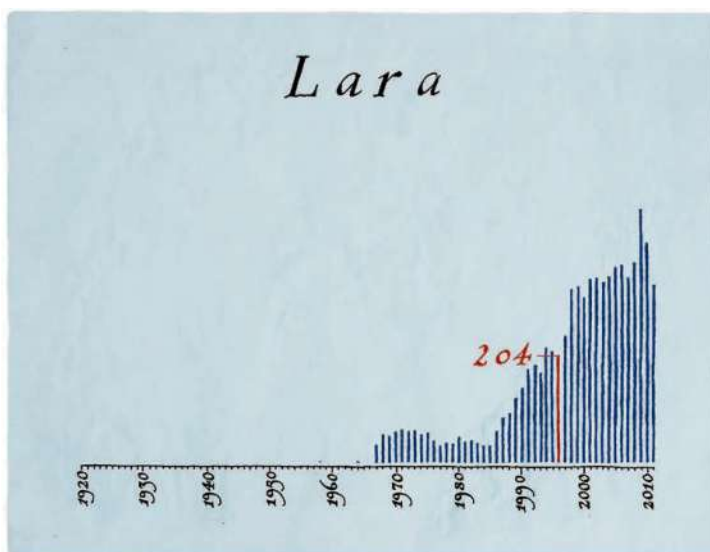
1985: Pirmin Zurbriggen wird Schweizer Sportler des Jahres.



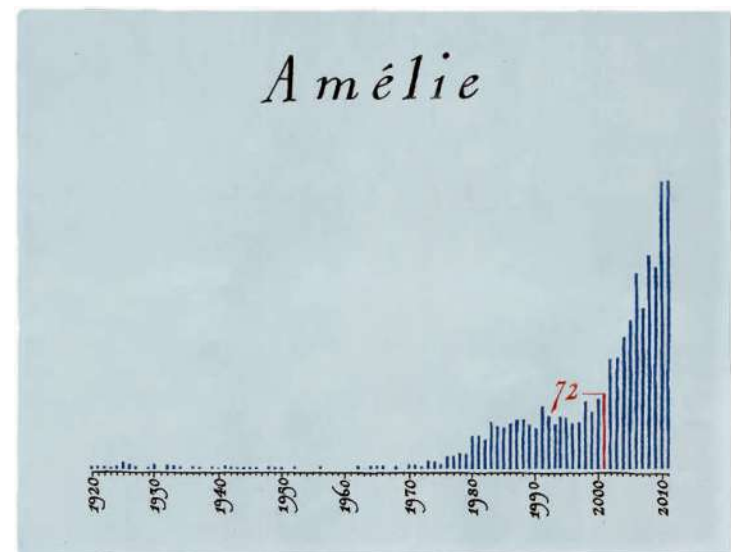
2009: Lionel Messi wird Weltfussballer des Jahres.



1961: Jacqueline Kennedy wird First Lady der USA.



1996: Das Game «Tomb Raider» mit Lara Croft erscheint.



2001: «Die fabelhafte Welt der Amélie» kommt ins Kino.